

Die Welt | 26.10.12

Die Atonalität des Orgasmus

Krieg, Vaterland, aber auch unerwarteter Witz in Donaueschingen, beim wichtigsten Festival für Neue Musik in Deutschland *Von Stephan Hoffmann*

Vor den Donauhallen, dem Hauptveranstaltungsort der vom Südwestrundfunk ausgerichteten Donaueschinger Musiktage, sieht es aus wie auf einem Soldatenfriedhof: ein Holzkreuz neben dem anderen, alle sehen gleich aus, an jedem hängt eine Tafel mit den Lebensdaten eines Orchesters, das nicht mehr existiert, weil es fusioniert oder abgewickelt wurde. Von den Einzelfällen wusste man ja oft, aber es ist schon eindrucksvoll, den kulturellen Kahlschlag – anders kann man es nicht bezeichnen – komplett vorgeführt zu bekommen. Die jüngsten Beispiele und gleichzeitig der Anlass für diese Installation: die Ende September beschlossene Fusion der beiden SWR-Klangkörper, des Sinfonieorchesters Baden-Baden und Freiburg mit dem Radio-Sinfonieorchester Stuttgart.

Die Protestaktion setzte sich bei der Festival-Eröffnung fort: Während das ganze Publikum inklusive SWR-Intendant Peter Boudgoust auf den Beginn wartete, betrat der Komponist Johannes Kreidler die Bühne, montierte eine Geige auf ein Cello – Sinnbild für die Fusion –, kommentierte dieses Kunstwerk mit den Worten "Dies ist kein Kunstwerk" und zertrampelte schließlich sein Hybrid-Instrument; woraufhin eine Bratscherin ganz real in Ohnmacht fiel.

Es mag ein Zufall gewesen sein, aber passend zur ungeplanten politischen Aktion spielten politische Kompositionen in diesem Jahr wieder eine gewisse Rolle – wie weiland in den Siebzigerjahren. Zum Beispiel Helmut Oehring's "schiene wie Wellen die in lange Auge". Das verstörend unvollkommene Deutsch verdankt sich einem Gedicht Oehring's, in dem er die Befindlichkeiten syrischer Bürgerkriegsopfer beschreibt. Doch Oehring's Versuch, dieses Thema durch eine möglichst große Vielfalt musikalisch einzufangen, missriet über weite Strecken. Es wurde eine Materialschlacht geschlagen von einer syrischen Sängerin, einem Stimmakrobaten, dem irisierend schön singenden SWR Vokalensemble und dem SWR Sinfonieorchester, das unter Rupert Huber gewalttätige Ausbrüche beisteuerte. Doch all diese Elemente verbanden sich nicht wirklich zu einheitlicher Wirkung und blieben Stückwerk; der Vorwurf wurde laut, Oehring habe die Sympathie für die Leidtragenden des Bürgerkriegs für Sozialkitsch ausgenutzt.

Dann doch lieber das Ensemblestück "Generation Kill" des 33-jährigen Belgiers Stefan Prins, das den Irak-Krieg thematisiert; einmal durch die Musik, die bei diesem Thema nicht ohne Gewalttätigkeiten auskam, dann aber auch durch die Bildebene, die viel mehr war als bloße Dekoration. Der stärkste Moment des Stückes kommt – nach viel musikalischem Gemetzel – ohne Musik aus: Bilder eines Angriffs, aufgenommen aus der Perspektive der Jagdbomber.

Die Donaueschinger Musiktage sind zu groß und zu vielfältig, um auf dieses eine Thema beschränkt zu sein. 23 Ur- und deutsche Erstaufführungen brachten nicht nur die Musiker, sondern auch das Publikum an Kapazitätsgrenzen. Eine Auswahl ist unverzichtbar. Zum Beispiel Martin Smolka's "My My Country". Der Tscheche Smolka, Jahrgang 1959, bezieht sich auf sein musikalisches Nationalwerk schlechthin, auf Smetanas "Mein Vaterland". Auch ohne direkte Zitate macht Smolka schnell deutlich, wie wichtig für ihn diese Heimat ist und das, was er musikalisch mit ihr verbindet: vor allem lange, sehnsuchtsvolle Streicherlinien, wie man sie etwa vom Böhmen Gustav Mahler kennt. Dass Smolka gleich im ersten Festivalstück Mikro-Intervalle verwendet, ließe sich als eine Art Motto deuten: Intervalle, die viel kleiner sind als Halbtöne und die die Aufmerksamkeit des Hörers nahezu erzwingen, gab es bei diesem Festival in überraschend vielen Stücken und Varianten; genauso wie live-elektronische Verfahren, die in der Neuen Musik absolut selbstverständlich geworden sind. Dass Smolka in seinem Werk auch ständiges Schreibmaschinengeklapper einsetzt,

mag biografisch begründet sein – das Geräusch begleitete ihn durch seine Jugend –, ist aber auf Dauer enervierend.

Vier Ensemblekonzerte gab es in diesem Jahr. Darunter ein elektrisierendes Stück wie Michael Wertmüllers "Skip a Beat", das den Schulterschluss mit Rock und Jazz nicht scheut und das seine Interpreten – das enorm fingerfertige Ensemble Nikel – durch immer heftigere Accelerandi bis an die Grenzen des technisch Möglichen fordert. Erinnerungen an Schumann wurden wach: Der wünschte sich als Tempo in seiner g-Moll-Klaversonate zunächst "so schnell wie möglich" und später "noch schneller".

Normalerweise gibt es in der Neuen Musik wenig zu lachen. Das Stück des Norwegers Trond Reinholdtsen ist eine der wenigen Ausnahmen. Es hört auf den schönen Titel "Musik" und ist eine Collage verschiedener kabarettistischer Verfahren, die in einem inbrünstig gesungenen "Danke, Armin Köhler" kulminieren. Davor und danach: höherer Blödsinn aller Art, der erfreulicherweise darauf verzichtet, sich über andere Stile oder Komponisten lustig zu machen. Außerdem besteht in diesem Stück die seltene Gelegenheit, das musikalische Leitmotiv des männlichen Orgasmus kennenzulernen; leider ist es ziemlich kurz.

Nach dem finalen Orchesterkonzert wird der Kompositionspreis des SWR Sinfonieorchesters vergeben: an ein Werk, das möglichst häufig auf die Orchesterprogramme gesetzt werden soll. Ausgezeichnet wurde "Itself" des 41-jährigen Franzosen Franck Bedrossiaen, auch dies ein hochvirtuoses Stück, das unter anderem den Gegensatz zwischen rasender Bewegung und lähmender Schockstarre ausnützt; ein Stück, das man in der Tat gerne wiederhören möchte. Doch im gleichen Konzert gab es auf Initiative des Chefdirigenten François-Xavier Roth eine Schweigeminute für den von der Fusion bedrohten Klangkörper; vor den Donauhallen stand ein einsamer Geiger und spielte das immer gleiche Motiv; auf dem Schild vor ihm war zu lesen: "Ich war ein Orchester". Der SWR und seine Führungsmannschaft wird dieses Thema so schnell nicht los. Schon gar nicht in Donaueschingen.